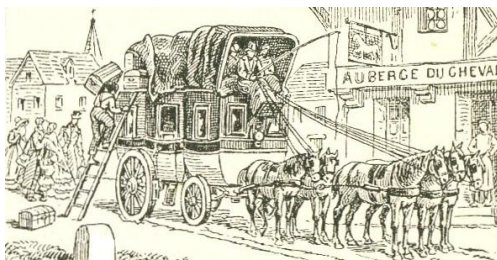


Die großen Gefühle der kleinen Bürger

Was sehen Sie hier? Vor sich sehen Sie den Dorfplatz. Er liegt menschenleer da, das Steinpflaster des Bürgersteigs glitzert, die Windfahnen auf den Dächern stehen unbeweglich. Es ist heiß. Von der Straßenecke her kommt ein Schnarren, untermischt mit kreischenden Tönen; der Steuereinnehmer Binet werkelt wieder an seiner Drehbank. Über dem Haupteingang des Gasthofs „Zum Goldenen Löwen“ das Bild des Wappentiers, verwaschen von manchem Regenguß. Um sechs wird die „Schwalbe“ aus Rouen heimkehren, die Postkutsche; hier ist Endstation nach dreistündigem Gerumpel über Stock und Stein. Am Laden des Modewarenhändlers hängen die zwei Kattunwimpel schlaff herab. Im Schaufenster der Apotheke zwei Fötusse wie Klumpen weißen Zunders in ihrem von Jahr zu Jahr trüber werdenden Alkohol. Gegenüber das Haus des Doktors. Auf der Spitze des Kirchturms die blecherne Trikolore. Jenseits von Häusern und Dächern weitet sich unübersehbar das Land.



Ist das die Diligence mit dem beflügelten Namen "L'hirondelle"? Postkutschen dieser Art waren Mitte des 19. Jahrhunderts auch zwischen Yonville-l'Abbaye und Rouen unterwegs.

Wo sind wir angekommen? Wir sind in Yonville-l'Abbaye. Und morgen ist Mittwoch, morgen ist Markt im Flecken. Im Hühnerhof des „Goldenen Löwen“ kreischt Federvieh, dem die Magd nachjagt, um ihm den Kopf abzuschlagen. Madame Lefrançois, die dicke Wirtin, hantiert mit Töpfen und Pfannen, bedient die drei Müllergesellen, die nach Schnaps gerufen haben. Der Apotheker Homais ist auf kurz mal rübergekommen, versucht, Madame Lefrançois vom Vorteil eines neuen Billards mit engen Löchern und schweren Queues zu überzeugen, sagt, ganz der Modernisierer: Man muß mit seiner Zeit Schritt halten, der alte Tellier mit seinem Cafe Français, der macht es genau richtig. Die Wirtin sieht rot bei der Erwähnung ihrer schärfsten

Konkurrenz. Von Binet, Stammgast im „Goldenen Löwen“, weiß die Wirtin, er sei bemittelt. Ihr zweiter ständiger Kostgänger ist der Kanzleischreiber Dupuis. Sein Prinzipal ist der Notar Guillaumin, der hat nur seine Geschäfte im Kopf, man sieht ihn selten auf der Straße. Léon Dupuis kennt genauestens die örtlichen Vermögensverhältnisse, auch die der Tuvaches. Monsieur Tuvache ist Großbauer und Bürgermeister von Yonville und Madame Tuvache das einflußreichste Klatschmaul des Ortes.

Hivert, der Kutscher der „Schwalbe“, besorgt aus der Stadt alles für die Einwohner Yonvilles, Leder für die Schuster, Eisen für den Schmied, Waren für den Krämer Camus, mal eine Tonne Heringe für seine Brotgeberin Madame Lefrançois. Für Monsieur Lheureux, den Tuchhändler, bringt er nie etwas mit; der kauft persönlich in Rouen ein.

Wen gibt es noch? Den Zimmermann Boudet, den Pfarrer Bournisien, den Küster und Totengräber Lestiboudois nicht zu vergessen, der die Gärten der sogenannten besseren Herrschaften in Yonville besorgt. Dazu gehören auch die Langlois, die Carons, die Dubreuil.

Eine Kleinstadt-Lebenswelt. Ein Ort in der Normandie, nach französischer Lesart durchaus Stadt, Mitte des vorvorigen Jahrhunderts. Handwerker, Händler, Wirte, Pfarrer und Dorfdoktor sowie wohlhabende Bauern bilden die führende Schicht.

Das Sinnen und Trachten der Menschen gilt dem Eigenen und dem Sichtbaren. Ihr Mühen und Sorgen, Interesse und Fleiß gelten dem Gewerbe, der Werkstatt, dem Laden, der Kneipe, dem Lager, der Küche, dem Acker, dem Vieh; gelten der Familie, daß die Kinder gesund bleiben, daß aus den Kindern etwas Ordentliches wird, daß man sie richtig verheiratet. Die Aufmerksamkeit gilt der eigenen Gesundheit, dem eigenen Besitz und dem des Nachbarn, gilt dem guten Ruf und demjenigen des guten Nachbarn auch. Gilt sich selbst und der Aufrechterhaltung der Moral. Höchste Priorität beansprucht die Fortdauer der gemeinsamen Ordnung.

Eine kleinbürgerliche Lebenswelt ist Yonville; die richtigen Bourgeois leben in Rouen. Der Sinn dieser Welt und des Lebens darin wird bei Anlässen wie der landwirtschaftlichen Leistungsschau formuliert: Treue zur Monarchie, der neue Stolz Frankreichs auf Religion und der Stolz auf die neue Industrie und der Anteil seiner Bürger an den nationalen Leistungen. Das steht voran. Gelobt wird der Anteil der Landbevölkerung am aktuellen Aufschwung. Noch

immer werde die Gesinnung der Landbevölkerung verkannt. Wo aber finde man eine größere Vaterlandsliebe als auf dem Land? Wo mehr Opfersinn für das Gemeinwohl, mit einem Wort: mehr Intelligenz? Und damit ist hierorts ja nicht jene oberflächliche Intelligenz städtischer Müßiggänger und Schaumschläger gemeint, sondern vielmehr jene tiefe und maßvolle Intelligenz, die vor allem anderen mit Fleiß darauf bedacht ist, nützliche, ja nützliche Ziele zu verfolgen und so zum Wohlergehen eines jeden, zur Förderung der Allgemeinheit und zur Erhaltung des Staates beiträgt, weil sie aus der Achtung vor den Gesetzen und aus der Pflichterfüllung wächst.

Das hat er gut gesagt, der Redner aus der Stadt, und alle Münder rings im Kreis stehen offen, als wollten sie seine Worte trinken. Er spricht ihnen aus der Seele.

Die Gemeinschaft vereinbart sich in diesen Werten auf dem Marktplatz von Yonville–l'Abbaye; danach werden die schönsten Ochsen gekürt. Das Ideal der Mitte. Zielgerichtetheit und Mäßigung beim Handeln sind die Werte, denen hier applaudiert wird. Nacheifern, Weitermachen, Ausharren. Nicht übers Ziel hinausschießen: Weder auf die Stimme des Schlendrians sollen die Menschen hören noch auf den übereilten Rat einer neuerungssüchtigen Forschung; wohl ein Seitenhieb auf den Apotheker. Und dann noch ein Lob für die verehrungswürdig Dienenden, die bescheidenen Knechte und Mägde. Die wissen: Ihre Herren werden hernach umso gröber mit ihnen verfahren.

Es bleibt alles in der Ordnung. Pfarrer Bournisien erklärt die Krankheits- und Unglücksfälle im Sinne einer göttlichen Heilsordnung. Apotheker Homais erklärt Krankheitsfälle und andere Katastrophen im Sinne einer chemischen Ordnung. Madame Tuvache erklärt, wer sich auf der Straße bloßstellt im Sinne einer moralischen Ordnung. Das Fenster in der Provinz ersetzt Theater und Promenade. So lebt Yonville–l'Abbaye durch die Jahre hindurch.

In dieser Welt gibt es keine Träume von einem anderen Glück. Keine geheimen Wünsche. Es gibt keine unsichtbaren Verlockungen und keine Begierden mit ihren alles verschlingenden Abgründen. Ja, wo sind sie denn, die Leidenschaften?

Die Leidenschaften von Yonville–l'Abbaye

Sehen Sie Homais hinter dem Schauglas mit den Fötussen? Es ist sein Schicksal, daß er keine ärztliche Approbation hat. Und sogar seine Lizenz als Apotheker ist in Gefahr, wenn er noch länger seine Hinterstübchenmedizin praktiziert. Die gestrenge Fakultät in Rouen achtet da sehr auf die Ordnung und ist erst dann beruhigt, als ein richtiger Arzt nach Yonville kommt. Dem dient sich Homais schlau als allpräsender Hausfreund an, wird sogar Taufpate der kleinen Tochter und hält weiterhin seine Apothekersprechstunden auf der Basis der Chemie der Kochrezepte ab; der Doktor wundert sich, daß die Patienten ausbleiben. Der Apotheker Homais – ein Mann von Biedersinn und Ehrgeiz – hat durchaus den Drang zu Höherem, was mit den Namen für die Kinder beginnt, die nach nationalen Heroen, Napoleon etwa, benannt sind. Seine in den Habitus eingegangenen kleinen Leidenschaften sind einmal das Zeitungslesen – er kennt am Abend die Zeitung des Tages auswendig – und dann, sich ständig daraus nährend, die Philosophie, also die Alltagsphilosophie vom Billard bis zur Schädlichkeit der Jesuiten. Bei jeder Gelegenheit predigt der Kirchenfeind Homais bedingungslosen Fortschritt, und als Landkorrespondent des Fanal de Rouen fegt er in seinem Bericht über die Reden bei der Tierzuchtschau deren retardierende Momente hinweg, plädiert für schnelle Veränderung, rapide Modernisierung. Seine ganz große Leidenschaft aber ist die Medizin, die Medizin als die Welt des sichtbaren Fortschritts. Als er in der Zeitung von einer neuen Operationsmethode liest, Klumpfüße zu heilen, da bricht die Leidenschaft bei Homais durch. Hyppolite täglich vor Augen, den hinkenden Hausknecht vom „Goldenen Löwen“, will er den Ort endlich wirklich an die Moderne anschließen, eine Weltsensation nach Yonville holen und die kleine Stadt einmal Thema im großen Paris sein lassen. Dafür gewinnt er den Landarzt, einen Mann ohne chirurgische Erfahrung. Die Sache hat einen desaströsen Ausgang.

Meinen Sie nicht auch, daß, gemessen daran, die anderen erkennbaren Leidenschaften eher kleine Schwächen sind? Von den Tuvaches mit ihren zwei Söhnen weiß man beispielsweise, daß sie zwar ungeheuer reich sein müssen, nach außen hin aber als bescheiden erscheinen möchten. In Wirklichkeit aber sind das richtige Frömmeler und Mucker, und es ist auch durchgedrungen, daß sie hinter verschlossenen Türen regelrechte Schlemmergelage abhalten. Völlerei und Prasserei das ist also die geheime Leidenschaft der ach so

tugendhaft und als öffentliche moralische Instanz sich gerierenden Madame Tuvache.

Was soll man zu Binet sagen? Der während der Mahlzeiten im „Goldenen Löwen“ stets schweigsame Steuereinnehmer drechselt Serviettenringe und Möbelknöpfe zum Zeitvertreib. Sein ganzes Haus ist voll davon, und er hütet sie eifersüchtig wie ein Künstler und besitzgierig wie ein Spießler.

Sie fragen, was es mit Lheureux auf sich hat? Lheureux, dieser mit allen Wassern gewaschene Kramladenbesitzer ist ein Gascogner mit verschlagener Schläue, der zum eingefleischten Normannen wurde. Höflich bis zur Kriecherei, diese Silberlocke mit dem schillernden Glücklichmachversprechen im Namen: Hier, das Allereleganteste aus Paris, Madame, aber mit dem Bezahlen lassen Sie sich mal Zeit, da werden wir uns schon einigen. Rechnet im Kopf blitzschnell die kompliziertesten Sachen aus. Macht aus Kunden Gläubiger, bringt sie existentiell mehr und mehr in seine Abhängigkeit und wird dann auf einmal knallhart, dieser Schleimer. Heimlich wirkt er mit dem Notar Guillaumin zusammen. Planvoll leidenschaftlich geht er seine Opfer, seine Ziele an. Diversifikation schwebt ihm vor, er will sich nicht auf Barchent und Kattun, auf Bänder, Stoffe und Accessoires beschränken. Zurzeit denkt er daran, alle Postkutschenlinien der Region in die Hand zu bekommen; da wären Sie nie draufgekommen. Als erstes wird er die „Schwalbe“ an sich reißen, die seit Generationen zum „Goldenen Löwen“ und den Lefrançois gehört, wie der „Goldene Löwe“ zu Yonville-l'Abbaye.



Stets haben diese Leidenschaftlichkeit, den Duft des Geheimen und damit des Unstatthaften; sie treten kaum offen zutage, und doch sind sie mit der sichtbaren Sphäre jener Homais, Binets, Tuvaches oder Lheureux verbunden und von daher auch erklärbar; vielleicht gewinnen sie so ihre Unschuld zurück, bis auf dieses merkwürdige Serviettenring-Faible eines Steuereinnehmers: Lheureux ist ein fleißiger Händler, der sich um seine Kunden wahrlich müht und Kapital akkumuliert. Die Arbeit in der Apotheke

läßt Homais Zeit genug zur Entfaltung seiner sozialen Kompetenzen als Ratgeber und Kommentator für alle und alles, und an seinen Quacksalbereien ist wahrlich noch keiner gestorben. Und die Tuvaches, von ihnen weiß man, daß sie zackern und rackern und die ganze Wirtschaft fast ohne Hilfskräfte betreiben. Auch ihre Industriosität ist ihren Profit wert. Mit den Talenten, so von Gott gegeben, soll der Mensch wuchern. Sagt die Bibel.

Das also sind die Leidenschaften in Yonville–l'Abbaye, gerahmt von der örtlichen Ordnung der Bedeutungen, domestiziert von der Gesellschaft, emporgetrieben gelegentlich von lokalem oder nationalem Patriotismus. Fou d'amour

Sehen Sie die junge Frau, die über diese große Wiese eilt? Ja, es ist Emma. Einige von Ihnen haben es die ganze Zeit schon gewußt, es ist Emma Bovary. Jetzt kommt sie näher, und es stimmt: „Emma – schön, jung und von romantischer Sinnlichkeit“¹, das erkennen wir sogar, während sie vorüberfliegt. Sie ist auf dem Weg zu Rodolphe.

Was bisher geschah: Emma also – schön, jung und von romantischer Sinnlichkeit – hat den verwitweten Landarzt Charles Bovary geheiratet und zieht mit ihm in das abgelegene Yonville–l'Abbaye. Der Alltag ist monoton, Doktor Bovary oft unterwegs. Nein, bilanziert Emma Bovary nach einiger Zeit, das Glück war mit der Heirat nicht gekommen, und „Emma suchte zu erfahren, was man im Leben eigentlich unter Seligkeit, Leidenschaft und Liebesrausch verstand. Diese Worte waren ihr in den Büchern immer so wunderschön vorgekommen“ (48).

Die Bücher und das Leben. Die Geschichte der Bovary ist die Geschichte eines Ausbruchs von Anfang an. Von Anfang an scheint die Tochter eines reichen Bauern, dessen Vater noch Schafhirte war, überhaupt nicht in die Welt zu passen, in die sie hineingeboren ist; Mademoiselle „lebte gar nicht gern auf dem Lande“ (24), sie spielt das „Stadtdämchen“ (27), während alles, „was Charles sagte, ... platt [war] wie ein Straßentrottoir“ (56). Emmas Phantasie und ein Hang zum Luxus waren während ihrer Erziehung durch Nonnen – wenn wohl auch gerade durch deren Verbote – geweckt worden. Zuhause hätte sie sich fürwahr nützlicher machen können, gut, sie nähte und stickte etwas, spielte Klavier, kümmerte sich um die Blumen im Garten. Dabei träumte sie ein Lebensideal nach, das sie während ihrer Klosterzeit den Romanen entnommen hatte: Von Liebesabenteuern und Liebhabern, von

finsteren Wäldern und Helden, von Schwüren und Schluchzern, Tränen und Küssen. Gondeln im Mondschein und von Männern, die tapfer sind wie Löwen und sanft wie Lämmer, dazu tugendsam und wohlgekleidet. Am liebsten wollte Emma in einer Burg als Burgfräulein wohnen und nach dem herangaloppierenden Reiter Ausschau zu halten, den sie heiraten würde.

Charles Bovary ist dieser Reiter nicht. Er konnte weder schwimmen noch fechten, weder noch reiten noch tanzen und war nie in einem Theater gewesen. Als die Bovarys zu einem Ball auf Schloß Vaubyessard eingeladen werden, wird das, wie in einem Rausch, der Wendepunkt in Emmas Leben; das ist auch ein optisch schwelgerischer Höhepunkt in der Chabrol-Verfilmung² von 1991: Das ist doch die Welt, von der sie geträumt hat.

Doch dann: Ihr plumper Charles nebdran. Aus den Romanen weiß Emma, daß ein Mann „seine Frau in die treibenden Kräfte der Leidenschaft, in die verfeinerten Genüsse des Lebens“ einzuweihen habe (56 f.) „Doch der da lehrte sie nichts, er wußte nichts und wünschte auch nichts. Er glaubte, sie sei glücklich; und sie verargte ihm diese behagliche Ruhe, diese heitere Trägheit, sogar das Glück, das sie ihm schenkte“ (57). Dies beschreibt recht früh das Verhältnis von Emma und Charles Bovary, an dem sich nichts mehr ändert. Charles Bovary, der emsig tapsige Spießbürger, nicht zur Eifersucht neigend, stets ahnungslos.

Emmas Leben ist das der Langeweile: „Alles, was sie unmittelbar umgab, die langweilige Landschaft, die dummen, sturen Kleinbürger, das ganze spießige Dasein, kam ihr wie ein Ausnahmefall in der Welt vor, wie etwas Zufälliges und Besonderes, das gerade sie betroffen hatte, während darüber hinaus sich, unabsehbar weit, das unendliche Reich der Glückseligkeiten und der Leidenschaften ausdehnte. ... Wie gerne wäre sie auf Reisen gegangen oder in ihr Kloster zurückgekehrt! Sie hatte zugleich den Wunsch, zu sterben und in Paris zu leben“ (79).

Um ihrer banalen Existenz zumindest ein kleines Stück zu entfliehen, versucht Emma, sich nach den neuesten Pariser Moden zu kleiden und das Haus mit modischen und ausgefallenen Accessoires zu dekorieren, was in der einfachen Umgebung, in der die Bovarys leben, grotesk wirkt. Aber zum Glück gibt es Lheureux. Lheureux schafft die Seidenvorhänge herbei und das chinesische Porzellan und die Pariser Magazine; Emma lebt damit deutlich über ihre Verhältnisse, was Charles in seiner lethargischen Art nicht bemerkt.

Emma und Rodolphe streifen sich wie zwei Kometen im All. Der Besitzer des Gutes La Huchette, „war vierunddreißig Jahre alt, ein rücksichtsloser Draufgänger und kluger Menschenkenner“ (172). Das Kalkül des gewieften Verführers, als er Emma, für einen Augenblick nur, zum ersten Mal sieht: „Sie möchte in der Stadt wohnen und jeden Abend Polka tanzen! Die Ärmste! Sie lechzt nach Liebe wie ein Karpfen auf dem Küchentisch nach Wasser. Drei galante Worte, und sie betet einen an, davon bin ich überzeugt. ... Ja, aber wie werde ich sie nachher wieder los? ... Und in Gedanken entkleidete er sie“ (172 f.).

Aus einer schwarzhaarigen Emma des Romans wird im Kino eine fuchsrotblonde; aha: die Flagge der Leidenschaftlichkeit wird nachgefärbt über dem vom Leben so unsäglich beleidigten Gesicht einer kleinen Arztfrau in der Provinz. Ja, stimmt es denn nicht mal wieder: Rote Haar und Sommersprossen sind des Teufels Artgenossen. Die Sünde als Sidestep der Passion.



Isabelle Huppert als Emma Bovary.
Filmplakat 1991

Rodolphe, Mischung aus Weltmann und Hallodri, setzt Emmas kleinbürgerlicher Langeweile und Noch-Schicklichkeit seine Privatphilosophie der Leidenschaft entgegen. Eine Szene hoher Komik: Rodolphe, heute in Künstlermontur, hat sich mit Emma im Saal des Rathauses sinnbildlich erhoben über den Marktplatz mit den Rednern der Landwirtschaftsausstellung. Und während dort die bürgerlichen Werte aufgezählt werden, läuft der Dialog der aufeinander zurasenden Kometen als ironisierender Kontrast. Von unten, unterbrochen vom Blöken des Viehs, wird die Gesinnung der Landbevölkerung gelobt, oben säuselt Rodolphe von der „öden Geistesarmut des Provinzlebens“. Unten geht es gerade um „Pflicht“, oben holt Rodolphe aus: „Ich kann dieses Wort nicht mehr hören. Da kommt so eine Bande von vergreisten Blödianen in Flanellwesten und von Betschwestern mit Wärmflaschen und Rosenkränzen her und klönt uns unausgesetzt die Ohren voll: Die Pflicht! die Pflicht! Himmelhergott! Unsere Pflicht ist es zu fühlen, was groß ist, zu lieben, was schön ist, und nicht sämtliche Konventionen der Gesellschaft hinzunehmen mit all den schmachvollen Rücksichten, die sie uns aufzwingt’. ‚Aber ... immerhin ...‘ wollte Madame Bovary einwenden. ‚Nein, nein! Warum denn immer gegen die Leidenschaften eifern? Sind sie nicht das einzig Schöne auf der Welt, der Quell des Heldenmuts, der Begeisterung, der Poesie, der Musik, der Künste, kurz, alles Lebenswerten?‘ ‚Aber man muß sich doch‘, erwiderte Emma, ‚ein wenig nach der Meinung der Leute richten und ihrer Moral folgen’. ‚Ah, es gibt eben zweierlei Moral‘, versetzte er“, und klärt Emma auf über den Unterschied zwischen der Moral „der Schwachköpfe da unten“ und der „ewig gültigen Moral“, der Moral nämlich für die Rodolphes und Emmas (189 f.). Und während Rodolphe noch probiert, welcher Schlüssel ins Tor paßt, ist der Garten längst offen. Die mißglückte Klumpfußoperation, zu der Emma den Doktor Bovary heftig antrieb, um endlich auf irgendetwas an ihrem Mann stolz zu sein, ist für sie Anlaß, ihre Ehe innerlich abzuschließen und sich Rodolphe hinzugeben. Es beginnt eine *amour fou*, wie sie vor Flaubert niemand beschrieben hat. Wir lesen die Geschichte einer Leidenschaft der Körper, die Gespräche von Melancholie überzogen. Und als Rodolphe die Ekstase nicht in ein stetes Zusammenleben umschlagen lassen will und die gemeinsame Flucht platzen läßt, verfällt Emma, als suche sie eine Ersatzdroge, einer leidenschaftlichen Raserei mit dem inzwischen als Jurist in Rouen tätigen Léon Dupuis.

Im Verlauf dieser Ehebruchsgeschichte steht der stets alles exkulperende Begriff der Leidenschaft für ganz unterschiedliche Zustände und Qualitäten. Leidenschaft tritt auf, fast wie die handelnde Figur auf einer Bühne. Leidenschaft bricht herein als unkontrollierbare, treibende Macht, der Emma ausgesetzt ist. Leidenschaft bezeichnet „unsägliches Verlangen“ oder „heißeste Glut der Gefühle“ in einer quasi nicht mehr steuerungs-fähigen, außerhalb des Menschen liegenden Dimension des Handlungstrieb. Dann aber, im Spannungsbogen des *motus animi*, wo die Gelegenheiten, Zeiten und Orte der Lust kühler kalkuliert werden müssen als die Geilheit, wo die Fassade eines Geheimnisses aufrechterhalten werden muß, da erscheint Leidenschaft als durchaus kalkulierbare Emotion. Es gibt dann auch das verhaltenere Glück auf dem Lotterlager eines Hotelzimmers. Es gibt – nach höchstem Entzücken über noch einmal voluptuös genossene Phantasien zu einer Flucht aus dem Doppelleben – den jähen Absturz zur krankmachenden Depression. Und es gibt jenen Punkt in der Verlaufskurve dieser ganzen Raserei, da der Eindruck vom routinemäßigen „Einerlei der Leidenschaft“ Emma und ihren Lover gleichzeitig überfällt; es folgt das für Emma typische Aufbäumen, das Wiederentfachenwollen. Es endet mit dem Auslöschen der Gefühle.

Im Grunde genommen ist „Leidenschaft“ eine Strategie Emmas zu ihrer Selbstberauschung. Es geht um eine Defizitkompensation. Emma – immer schon ein virtuelles Leben führend, schon immer in Gedanken in den Armen eines leidenschaftlich verführerischen Geliebten, im Kopf schon immer auf dem Sprung in die Hauptstadt der Sünde – sucht instinktiv planvoll den Moment, an dem sie die Leidenschaft endlich über sich hereinbrechen lassen kann. Dieser Leidenschaft lebt sie dann – die Begierde ausschöpfend – wie einem therapeutischen Programm der Selbstbestätigung. Nach dem ersten Mal mit Rodolphe sagt sie vor sich hin: Ich habe einen Geliebten, ich habe einen Geliebten, und sie registriert dies wie eine Statuserhöhung, wie einen Schritt auf Paris zu; dort ist das normal, einen Geliebten zu haben, weiß sie. Emma ist die aktive, treibende Figur in dieser ganzen Geschichte, aber gemäß Rollenmuster kann nicht sie die Initiative ergreifen: Sie wartet auf den Verführer, und erst dann darf sie selbst verführen.



In die Kleinbürgerwelt von Yonville'Abbaye bricht ein unerhörtes Phänomen herein. Die ganze Stadt verfolgt die Geschichte des Ehebruchs mit, seitdem Madame Tuvache zum erstenmal konstatiert, Madame Bovary habe sich kompromittiert. Danach hat man eine besondere Acht auf die Frau des Doktors, und Emma liefert den Augen des Ortes reichlich, wenn sie mit Rodolphe auf dem Marktplatz auftritt. Das ist nur der sichtbare Zipfel der Affaire, die sich ja auch in den Köpfen des Publikums entfaltet. Allmählich weiß man, daß Emma Bovary nach Rouen nicht zur Klavierstunde fährt, tagelang; daß sie Lheureux fast den ganzen Besitz verpfändet hat. Ein Desaster mit Stil, vielleicht doch heimlich beneidet, sie hat „Schulden wie eine Erzherzogin“. Ein Ausbruch von Anfang an aus dieser Welt.

Der letzte Ausbruch der Emma Bovary ist die Flucht in den Tod: Sie nimmt Gift. Die Katastrophe für die Kleinbürger-Gemeinschaft von Yonville'Abbaye ist nicht der Selbstmord der Emma Bovary, im Gegenteil: Diese Tat stoppt eine mögliche Krise, die bei fortgesetzter stadtbekannter Amoralität eines Provinzvamps diesem tadellos morastigen Landstädtchen wohl das falsche Beispiel gegeben, die Sitten gelockert und à la longue die Persistenz der Ordnung in Gefahr gebracht hätte. Nicht einmal bekannt wird hier die Geschichte, wie Emma und Léon es miteinander in einer endlos durch Rouen kreisenden Kutsche treiben, Sartre spricht von einer „öffentlichen Vögelei“³. Was Yonville wirklich in Gefahr bringt, ist ein neuer Stil von Verschwendung, den die Arztfrau vorlebt.

Die Verschwendung, der sich die kleinen Bürger des Fleckens unschuldigerweise hingeben, ist das Fest zur Prämierung von Schafböcken und Rüben, ein seltener Ausbruch aus dem Alltag, der für ein Jahr vorhalten muß. Verschwendung, das ist Pariser Mode in Provinzversion, herbeigeschafft normalerweise für die Damen Tuvache, Langlois, Caron, Dubreuil von einem wucherischen Händler und Distinktion versprechend – graduell untereinander und den noch verkoteteren Nachbardörfern gegenüber. Größenwahn wirft Charles Bovarys Mutter der Schwiegertochter Emma vor, das sei ja sinnlose

Verschwendung, jedem hergelaufenen Gast einen Schnaps anzubieten. Außerdem würde sie zuviel Holz, Zucker und Kerzen verschwenden – alles wie „in einem großen Haus“, wie die alte Bovary zynisch draufsetzt. Der Ball auf dem Schloß hatte Emma erst gezeigt, was Verschwendung im Stil eines großen Hauses wirklich ist und ihre Seele erfüllt. Sie lebt von nun an förmlich von der Erinnerung daran und von der Sucht auf Paris, für Emma der Inbegriff von Kultiviertheit, Luxus und abwechslungsreichem Leben. Emma, die nicht dazugehört zur örtlichen Hautevolee und – als Arztfrau – doch Teil des Systems ist, leistet sich dann das Extreme: Sie verschwendet sich selbst. Emmas ganz große Leidenschaft besteht eigentlich daraus, die gesellschaftliche Vereinbarung zu brechen, den Skandal zu ignorieren: Na, wenn schon. Skandal ist das öffentliche Management privaten Fehlverhaltens. Die Bürger, angestachelt vom Kitzel des Empörtseins, gönnen sich einen Fensterplatz. Und was kommt da angerumpelt aus Rouen?



Aufklärung für abgeklärte Kleinbürger

Im September 1799 dichtete Schiller Das Lied von der Glocke. Als Manifest der bürgerlichen Werte hat es den tiefsten Eindruck auf die Kleinbürger gemacht – Kleinbürger verstanden als historisch faßbare, soziologisch definierbare Gruppe von Menschen. Als ihre hauptsächlichen Repräsentanten gelten Handwerk(smeister)er und Händler, zusammengenommen also kleine Unternehmer, eine Beschreibung, die für viele Länder Europas zutrifft.⁴ Schillers 426zeiliges Gedicht liest sich wie ein Programm für eine arbeitsame, fleißige, schaffende, noch vorindustrielle Menschheit. Rezipiert zunächst von der bürgerlichen Leserschicht, wurde die Glocke zum Gedicht schlechthin, von Generationen deutscher Volksschüler auswendig gelernt, bei Feiern vorgetragen. Viele einzelne Aussagen wurden zum Sprichwort, sind Teil des kulturellen Gedächtnisses. Plakat eines Menschenbildes, im Mittelpunkt der Handwerksmeister. Im Mittelpunkt der Vater.

Handlungsebene:

Im Fortgang eines Glockengusses von der Errichtung der Form bis zur Glockenweihe beschreibt Schiller einen stetigen, durchdachten, sorgsam Schaffensprozeß, ein spezielles Handwerk in der Gegenseitigkeit des Schaffens.

Anthropologische Ebene:

Poetisch gebrochen und begleitet wird dies von Bedürfnissen und Begierden, von Tugenden und Emotionen des Menschen sowie von den Stationen des Lebens zwischen Geburt und Tod, von Krieg und Katastrophen bis zum Frieden, kundgemacht von der Taufglocke bis zum Friedensgeläut.

Gesellschaftliche Ebene:

Schließlich ist das Lied auch noch Sinnbild für Werden und Funktionieren einer Gesellschaft selbst in der Überschaubarkeit einer kleinen Stadt. Arbeit, Fleiß und Kontinuität, Ruhe und Sicherheit und schließlich Genuß des Lohns der Mühe markieren die Werteidee. Die Familie erscheint wie ein Betrieb und der Betrieb wie eine Familie. Die Geborgenheit des ganzen Hauses ist der Inbegriff von Glück.⁵

Das ist es: Produktivität, Besitz, erarbeitetes Glück, Stetigkeit im Streben; Persistenz der Ordnung, Verachtung der Revolte. Die geltenden Hierarchien: Segen von oben: Tun der Menschen; Männer: Frauen; Gott: König : Bürger (gegliedert in Handwerksmeister : Gesellen : Bauern : Knechte). Jeder an seinem Platz. Wir sind auch in Yonville–l'Abbaye. Schillers Menschenbild wie in der Kurzfassung eines Entwicklungsromans: Wenn den Jüngling ein namenloses Sehnen faßt und er errötend ihren Spuren folgt, und wenn die schöne Zeit der jungen Liebe dann in die Hochzeit mündet, dann bedeutet das für den Dichter:

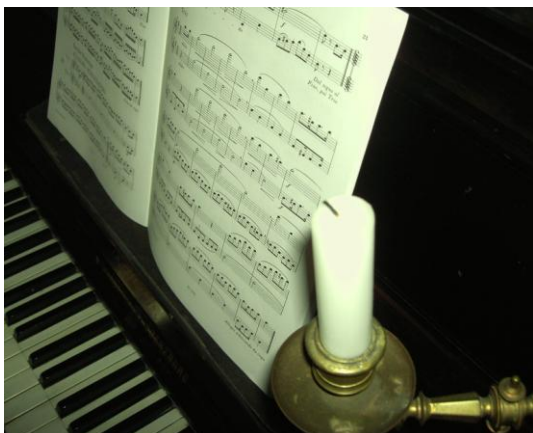
Die Leidenschaft flieht
Die Liebe muß bleiben
Die Blume verblüht
Die Frucht muß treiben.

Wie in einer gesellschaftlichen Biologie, es beginnt nun Familie: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, Mutter der Kinder, etc.

Die gestattete Leidenschaft ist die der jungen Liebe, und sie schließt zarte Sehnsucht und süßes Hoffen ein. Das Auge sieht den Himmel offen und das Herz schwelgt in Seligkeit. Leidenschaft ist Sehnen, Hoffen, Schwelgen. Die großen Gefühle noch diesseits vom Ernst des Lebens. Dann aber setzt so etwas wie Produktionsrationalität ein: Der schaffende Mensch soll bedenken, was er vollbringt, soll den Verstand gebrauchen, auch bei den Gefühlen: Der Wahn (der Verliebtheit) ist kurz, die Reue (über eine schlechte Wahl) kann lange währen wie der Arger über falsches Material oder unreine Zutaten beim Glockenguß. Nach dem Schritt in die Ehe ist Schluß mit Leidenschaft, spätestens nach einer vernünftigen Prüfung hat sie zurückzustehen, hat sich davonzumachen. Die Liebe, die dann bleiben soll, erscheint wie eine Art verlässlicher Zuneigung der Ehepartner, wie reziproke Respektbezogenheit⁶ als Basis einer Familienökonomie, die fortan nur noch kühles Kalkül und keine hohe Emotionalität mehr verträgt. Ungezügelt waltende Laster, revolutionäre Gelüste, in deren Eruptivität Weiber zu Hyänen werden, sind für Schiller zehn Jahre nach 1789 und des dann folgenden jakobinischen Terreurs von allen denkbaren Schrecken der schrecklichste.

Zwischenakkord

Wenn Familie, Eigentum und Lokalismus die Leitkategorien der kleinbürgerlichen Kultur bilden⁷, dann scheint dies die Sehnsucht des Menschen nach Sicherheit zu beinhalten. Ein fundamentales Bedürfnis. Es bekommt im existentiellen Kontext des klassischen Kleinbürgertums seine spezifische Ausprägung; signifikant ist die Scheu vor dem Risiko, das Meiden der Börse und die unbedingte Treue zur Sparkasse am Marktplatz. Die kleinherzige Selbstsucht der zu kurz geratenen Bürger kennzeichnet



zunehmend nicht nur Handwerksmeister, Händler und andere Kleinunternehmer, sondern wird zum Kennzeichen einer klassenübergreifenden Mentalität, erfaßt auch Arbeiter, die im Prozeß eines Embourgeoisements⁸ jedoch zagend in der Kleinbürgerlichkeit steckenbleiben.

Dazu gehören Sparsamkeit bis zum Geiz, als Regel bestätigt durch Schübe demonstrativen Verschwendens; eine gewisse Art von Feigheit und Selbstverleugnung; Angst vor Neuem und Fremden, aber auch ängstliches Streben nach Achtbarkeit und übertriebene Sorge um Ordnung und Schicklichkeit; Kompensieren einer nicht originären Produktivität in der Sphäre der Reproduktionen. Der Charakterzug eines Mehr scheinen als sein – im Gegensatz zum Mehr sein als scheinen der Oberschicht⁹ – wird ergänzt von serviler Sehnsucht nach Autorität.

Die kleinbürgerliche Version von Salon und Flügel ist das Wohnzimmer mit Klavier. Erweist sich die Tochter als talentlos, wird dies leidenschaftslos registriert und nicht weiter in sie investiert; der Mütter Stolz beim ersten Auftritt von Töchtern, effektvolle Demonstration von Bildung, bleibt dann Traum. Das Klavier indes überlebt als Demonstrationsmöbel in der Wohnung. Das Klavier ist kleinbürgerliche Chiffre schlechthin, weil es ein Aufstiegsinstrument ist, kein Kann– sondern ein Mußobjekt. In Goethes Hermann und Dorothea und im Wilhelm Meister ist es zur Hand; die Romane Gogols, Dostojewskijs und Tolstois sind durchklungen von Pianos; die Bauerntochter Emma Rouault, nachmalige Bovary, lernt Klavierspielen; Balzacs Pariser Kleinbürger sind inzwischen so reich, daß sie schon zu Flügeln übergehen; wenn den Untertan Diederich Hessling der Weltschmerz ergreift, spielt er Schubert auf dem Klavier und Mutter bringt noch ein Bier heran, schreibt Heinrich Mann; im Haus von George F. Babbitt, er gilt als der amerikanische Spießer schlechthin, steht es rum, so Sinclair Lewis.



„Die Bedeutung des Klaviers für das häusliche Musizieren zeigt sich in La Conquête, einer Zeitung der Ladenbesitzer in Lyon, die kurz vor dem Ersten Weltkrieg in jeder Ausgabe ein Musikstück brachte, das im allgemeinen für Klavier geschrieben oder transkribiert war, häufig handelte es sich um ein Lied mit Klavierbegleitung, das für häusliche Vorführungen empfohlen wurde“.¹⁰

Die Passion des Essens. Kosten und Sattwerden

Ein anderer Rayon zur Besichtigung kleinbürgerlicher Residualleidenschaften ist das Essen. Die „gutbürgerliche Küche“ unserer Gastronomie ist in

Wirklichkeit eine kleinbürgerliche. Es lohnt sich, am Ende dieses literaturanthropologischen Streifzugs noch einmal kurz Platz zu nehmen zum Essen von üppig demonstrativ bis knauserig. Was gibt's denn heute?

Da ist das Gastmahl von Kräwinkel, das zum Empfang eines merkwürdigen Fremden ausgerichtet wird, in dem die verblendete Oberältestengattin, vorzeiten noch Frau des Bürgermeisters geheißen, den als inkognito reisenden Landesherrn erkannt haben will; ja, die Residenz entdeckt Kräwinkel. Da wird dann gerüstet, gedeckt und aufgetischt, und dem Dichter Kotzebue macht es so richtig Freude, Die Deutschen Kleinstädter samt ihren titelsüchtigen Oberfloß- und Fischmeisterinnen; Stadtaccisecassaschreibern sowie Bau-, Berg- und Weginspektorssubstituten an der Tafel zu plazieren. Während des Gastmahls sollen Reichtum und Bedeutsamkeit des Bürgermeisters vorgeführt werden. Geschirr aus Fayence und Silber statt der Alltagspoterie auf den Tisch, Gänsebraten und feine Pasteten, Semmeln statt Brot, alles eine Stufe besser: Wir können es uns leisten, nach oben zu sehen. Mit diesem Theaterstück (1803) übrigens hat Kleinbürgerlichkeit in der Kleinstadt auch ihre symptomatische Topografie gefunden.

In Fontanes Roman Frau Jenny Treibel (1892) spielt ein Dîner – gewissermaßen wieder als Bühne für die gesellschaftliche Inszenierung einer Familie – eine wichtige Rolle. Es wird aufgefahren und vorgeführt, ein Potlatch an den Ufern der Spree, organisiert von Frau Jenny Treibel, Tochter des Materialwarenhändlers Bürstenbinder, nunmehr Frau Kommerzienrätin. Das zentrale Interesse der aufgestiegenen Kleinbürgerin ist die eigene Statussicherung durch eine geschickte Heiratspolitik und die Verhinderung von Mesalliancen. Kinder mit einem falsch entflammten Herzen werden in ihrer Emotionalität korrigiert, haben sich zu fügen und nach oben zu heiraten. Nicht daß sich – wie es im Romantitel noch heißt – „Herz zum Herzen find't“, sondern Kapital zu Kapital. Jenny Treibel ist die Exponentin jener Bourgeoisiefraktion, die von Geist spricht, wenn sie Geld meint, um nach außen und zur Selbstberuhigung vom ausschließlich utilitaristische Zwecke verfolgenden eiskalten Geschäftssinn abzulenken. Teil des Diners: Ein Opernsänger, man hält ihn sich wie einen Kakadu, singt Arien aus Lohengrin und Tannhäuser; auch er ein Objekt der demonstrativen Verschwendung: Nötig ist er nicht unbedingt, aber wir können ihn uns leisten.

Auch in *Les petits bourgeois* (1850) von Balzac gibt es ein Dîner, doch Brigitte Thuillier, die Gastgeberin, ist so knauserig, daß die Gäste sich anstoßen, sich insgeheim darüber lustigmachen, daß die Thuilliers keine Ahnung haben, wie ein richtiges Dîner auszusehen hat. Als dann damit herausgerückt wird, daß Bruder Jérôme Thuillier als Kandidat für die Wahl zum Pariser Stadtrat aufgestellt werden soll, da gerät Brigitte aus dem Häuschen und zaubert wirkliche Leckereien herbei, die sie irgendwo versteckt hält, teure Weine, Champagner, köstliche Desserts. Balzac bedient in diesem kaum bekannten Roman – seinem Letztlingswerk – die Schicksalssüchtigkeit seiner Leser mit einem Spiegelbild: Kleinbürgerliche Pariser Gesellschaft, mit stetem Drang zu Höherem oder bereits reüssiert, die ihr Herkommen nicht verleugnen kann; Lug und Trug; Kabale, Liebe und Ranküne; Kapital, Rendite und Mitgift, wer wird mit wem verheiratet zur Sicherung des eigenen Hauses. Das Normale heißt: Gier nach Reichtum und Anerkennung, nach Titeln und Orden, und doch hat diese wüste Form des menschlichen Zusammenlebens etwas von einem Schachspiel an sich; ihr fehlen letztlich jene bei Flaubert dann durchbrechenden Leidenschaften.

Essen ist auch eins der prägnanten Motive in *Madame Bovary*. Die Schlemmergelage der Tuvache-Familie etwa pointieren nur die *Moeurs de province* (Untertitel des Romans), und auch Emmas gieriges Verschlingen des tödlichen Arsens mutet an wie eine weitere Facette ihrer Unersättlichkeit. Die kleinbürgerliche Lebenswelt in ihrer ordinären Breite erleben wir mit bei der Hochzeit von Charles und Emma. In diesem Fall erscheint das Essen nicht mehr nur wie ein gesellschaftliches Medium, sondern der Hunger spielt plötzlich doch wieder eine Rolle als distinktive Leidenschaft: Obwohl viel Fleisch, Wein und süße Delikatessen angeboten werden, gibt es auf dem Fest Streit, weil einige Gäste annehmen, daß sie immer nur die kleinen Fleischstücke abbekommen haben. Aus Wut über ihre Benachteiligung trinken die Zukurzgekommenen den gesamten Kirschwasservorrat des Brautvaters auf und rauchen Zigarren, die extra zu diesem Anlaß aus einem anderen Ort gebracht worden sind. Für die geladene Gesellschaft sind das bis dahin unbekannte Genüsse, bei deren Konsumierung sie sich zumindest kurzzeitig höher angesehen fühlen und über ihren Stand hinauswachsen.

Eine Hochzeitstafel schließlich im biedermeierlichen Darmstadt, von der jemand ausgeschlossen wird. In Niebergalls Stück *Datterich* (1841) wird gleich der Vorhang fallen, Handwerksmeister Dumbbach, der Brautvater,

hebt an: „In vierzehn Tagen machen wir Hochzeit, und wenn’s da auch nicht so hergeht, wie wenn eine Prinzessin heiratet, so wollen wir uns doch freuen wie die Fürsten. Seid glücklich miteinander!“ Vetter Knippelius: „Schade, daß einer beim Hochzeitsschmaus fehlen muß.“ Dummbach: „Ich wüßte nicht wer.“ Knippelius: „Der Datterich“.¹¹ Wie die kleinbürgerliche Knauserigkeit sich doch so präventiös ans Landgrafenschloß heranschleicht: Sich freuen wie die Fürsten und doch den feudalen Aufwand nicht erbringen müssen. Dummbach siegt, und Datterich wird fehlen, seine jüngste Gaunerei hat man ihm sehr übelgenommen. In seiner Dachkammer hatte er wieder einmal nichts zu nagen und zu beißen, sucht im Gasthaus einen, der ihm einen Kanten Brot, drei Handkäse und einen Schoppen Roten spendiert.

In der Posse, die sogar in die Literaturgeschichte vorgedrungen ist, treffen wir Spießer wie den Handwerksmeister Schmidt, Braut samt Gewerbeschein erstrebend, oder den biedereren Zeitungsnarren Dummbach, der den Kosmos von hinterm Ofen aus erklärt. Und



Zu einer Hochzeit nicht eingeladen zu sein? Na, dann eben nicht. Irgendwie wird er auf der Szene doch erscheinen, der Datterich. Schattenriß von Hermann Pfeiffer 1929

den kleinen Sprücheklopfer, Schnorrer, Abzocker, Lügenbeutel und sich als „Particulier“ selbst emportitelnden Datterich, der stets mit großer Geste die Darmstädter Fleiß- und Ordentlichkeitswelt aus den Angeln hebt. Fast, denn es endet eben doch tragisch nach dem kurzen Aufblitzen einer Alternative zum Credo der Glocke. Obwohl Landeshauptstadt, war Darmstadt ein Ort alles durchdringender Kleinbürgerlichkeit. Büchner wird hier angestrahlt von den Scheinwerfern der Kultur mit dem großen K. Der Datterich indes, immer hungrig und fröhlich verzweifelt in Schulden, ist eine Figur auf der Possenbühne und als solche ein Idol bis heute, als habe er den Ausbruch aus der Ordnung stellvertretend für alle Darmstädter übernommen.

Das Essen – das Dîner, der festliche Schmaus, das Du-darfst-Menue für Singles, die Ekstasen an der Pommesbude – ist ein Kristallisationspunkt jeglicher Gesellschaft, an dem sie sich „zeigt“, und an dem nicht selten auch ihr eigentliches Wesen in der Katastrophe aufbricht. Brechts Kleinbürgerhochzeit (1933), bei der schließlich alles zusammenkracht, bedeutet das Ende der Wirkmächtigkeit von Schillers Glocke. Die Farce Schweig, Bub! von Fitzgerald Kusz ist ein aktuelles Beispiel für eine kleinbürgerliche Gesellschaft, die nur noch redet und sich doch nichts zu sagen hat. Die Passion des Essens, wie sie Gabriele von Arnim neuerdings so klug beschreibt¹², erstreckt sich in unseren Beispielen nicht auf Austern. Im kleinbürgerlichen Milieu fehlt die offenbare Gefühlskonkordanz von Essen und Eros, hier gibt es nicht den literarisch nachgeschmeckten Moment, daß ein Mensch sich zeigt in seiner Lust, hingebungsvoll ein Stückchen Braten mit den Lippen befühlend, kauend, nagend, riechend, die verfeinerte Gier auf den nächsten Biß.

Wie irrelevant doch Casanovas Rat, die Austern wollüstig so zu essen, indem sie sich die Liebenden abwechselnd einander aus dem Mund schlürfen. Lediglich Rodolphe, dem Verführer, eignet eine gewisse *attitude de luxe*: Er pflückt die verbotene Frucht und vernascht Emma. Für sie gilt: Furcht erhitzt das Verlangen. Daß der Docteur Charles für Emma in der Opernpause eine Mandelmilch holt, läßt einen gewissen Vorausgeruch auf Emmas Ende aufkommen; indem Charles aber auf dem Weg durch das Gedränge drei Viertel der Milch verschüttet, das ist eben der Chirurg in der Metzgerschürze.

Keine Austern, keine Wollust, keine Betörung der Sinne. Keine Idee von Raffinement. Heinz Rühmann, Phänotyp des deutschen Kino-Kleinbürgers, schafft es nicht, auf großem Fuß zu leben; er spielt stets den Schuster, der – nach kurzem Ausbruch in die große Welt – doch bei seinem Leisten bleibt. Überraschend zu Geld gekommen muß er, der Briefträger Müller, sich eine Geliebte zulegen, in großem Stil soupieren. Absolute Überforderung für den Postler und glücklichen Familienvater: Was fangt man mit einer Geliebten nach dem Essen an? Gute Autoren sind nicht die schlechtesten Ethnografen. Balzac etwa wollte seine Comédie humaine mit ihren Dutzenden von Einzeltiteln zusammengenommen als „étude social“ verstehen. Und gute Romanautoren schauen genau hin. Sie beschreiben in aller Regel die Gier der Kleinbürger auf Besitz, den Hunger auf soziale Anerkennung. Beim Gastmahl steht meist das auftrumpfende Auftischen der Gastgeber und das wirkliche

Sattwerdenwollen der Gäste im Mittelpunkt. Es geht nicht um das exquisite *Bißchen*, sondern um Teuer-und-viel. Die kleinbürgerliche Leidenschaft ist nicht der Geschmack, sondern das Haben. Wird sie gestillt, wandelt sie sich in einen milden Hedonismus wie in der Glocke:

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück.

Und Vater weiß, daß mit des Geschickes Mächten kein ewger Bund zu flechten ist. Was bleibt ihm? Er nennt sein großes Gefühl Ehrgeiz, nicht Leidenschaft.

ANMERKUNGEN und NACHWEISE

- 1 Gustave Flaubert: Madame Bovary. [Übersetzung von Walter Widmer nach der Ausgabe in der Bibliothèque de la Pléiade, Paris 1936]. München 1980, S. 1. Die Seitenzahlen werden nachfolgend direkt im Text angegeben
- 2 Madame Bovary, Frankreich 1991. Regie: Claude Chabrol, Isabelle Huppert in der Titelrolle
- 3 Jean-Paul Sartre: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821 bis 1857. Bd. 3, Reinbek (Rowohlt) 1978, S. 659. Sartres Interpretation dieser Stelle, sein Blick auf die Demoralisierung des Kutschers, wäre einer gesonderten Betrachtung wert; sie sei bis zu einem Aufsatz über sündige Fortbewegungsmittel zurückgestellt. Chabrol übrigens verwendet für die Szene eine geschlossene, wenn auch gut schwingende Kutsche, und das wirkt – als straff kalkuliertes Symbol – verrucht genug
- 4 Heinz-Gerhard Haupt und Geoffrey Crossick: Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. München (Beck) 1998; vgl. auch die unwahrscheinlich detailreiche volkskundliche Studie Helmut Möllers: Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur. Berlin (de Gruyter) 1969
- 5 Heinz Schilling: [Stichwort] Oikos. In: G. Welz, R. Lenz (Hg.): Von Alltagswelt bis Zwischenraum. Eine kleine kulturanthropologische Enzyklopädie. Münster (Lit) 2005, S. 94 bis 96

6 Peter Gay: Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter. München (Beck) 1987, S. 9 ff.

7 Heinz Schilling: Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil. Frankfurt (Campus), 2003; s.a. Haupt und Crossick: Die Kleinbürger, S. 11

8 Hermann Bausinger: Verbürgerlichung. Folgen eines Interpretaments. In: Günter Wiegmann (Hg.): Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1973, S. 24–49

9 vgl. Hans-Peter Müller: Differenz und Distinktion. Über Kultur und Lebensstile. In: Merkur 49 (1995), S. 926 bis 934, hier S. 930

10 Haupt und Crossick: Die Kleinbürger, S. 275 f.

11 Der Dialog im darmstädtischen Originalton geht so:

Dummbach: In verzeh Daak mache mer Hochzeit, un wann's aach net so druf hergeht, wie wann e Brinzeß heiroot, so wolle mer uns doch frahe wie die Ferschde. Seid glücklich minanner!

Knippelius: Schadd, daß ahns beim Hochzeitsschmaus fehle muß.

Dummbach: Ich wißt net, wer?

Knippelius: Der Datterich!

Ernst Elias Niebergall: Datterich. Lokalposse in 6 Bildern in der Mundart der Darmstädter. Darmstadt (Hohmann) 1929. Geschrieben 1841, Uraufführung 1862 in Bessungen bei Darmstadt

12 Gabriele von Arnim: Essen. München (dtv) 1998; dies.: Verblaßte Mythen. Das Liebesmahl. In: Süddeutsche Zeitung vom 15. Februar 1999